

Sperrfrist: 17.01.2010, 13:00 Uhr – Es gilt das gesprochene Wort!

Erzbischof Joachim Kardinal Meisner

Ansprache beim Neujahrsempfang des Diözesanrates im Maternushaus Köln am 17. Januar 2010

Sehr geehrte Damen und Herren!

1. Nweke Kizito Chinedu ist Priesterseminarist aus Nigeria und studiert an der Päpstlichen Hochschule im Stift Heiligenkreuz bei Wien. Seine Erfahrung als Afrikaner mit der Kirche in Westeuropa beschreibt er in einem bemerkenswerten Artikel, aus dem wir jetzt zitieren: „In Westeuropa – nehmen wir Österreich als Fallbeispiel – gibt es seit längerem einen heftigen Sturm der Kritik am Christentum, eine antichristliche Strömung. Gläubig zu sein wird als eine bemitleidenswerte Situation angesehen. Um es milde auszudrücken: Die meisten Christen warten hilf- und tatenlos auf die vollkommene Zerstörung des bereits angeschlagenen Christentums. Was mir Sorgen macht, ist nicht etwa, dass die Kirche schwierige Situationen nicht überleben (Mt 16,18) oder dass Christus Seine Kirche verlassen würde (Mt 28,20). Ich mache mir über den Grad der Gleichgültigkeit Sorgen, mit der die Christen in diesem Land mit dieser Situation umgehen.

Es ist die totale Passivität, mit der die Christen der sich zerstörerisch aufbauenden Welle eines Antichristentums begegnen. Durch die Medien, vor allem durch die Tagespresse, die Magazine, das Fernsehen und das Radio, sind die Menschen tagtäglich mit Ideologien konfrontiert, denen nur starke, unterscheidende Geister und tiefwurzelnder Glaube standhalten können. Die Frage ist: Wie gehen die Christen damit um? Was haben sie bis jetzt dagegen unternommen?

Ich lese die Tagespresse und bin bestürzt über den offensichtlichen Eifer, mit dem Journalisten und Redakteure unbegründete Behauptungen aufstellen, unlogische Schlüsse ziehen und feindselige Kritik an der Kirche und ihrer Führung üben. Die Passivität, mit der die Christen auf diese Angriffe reagieren, ohne Gewissensbisse zu haben, ist alarmierend. Warum entscheidet man sich dafür, zuzuschauen, wie Wertvolles zerstört wird, statt zu argumentieren, zu verteidigen und die Wahrheit zu verkünden – und zwar von einem rationalen Standpunkt aus? Warum sollte man sein natürliches Potential, auf negative Entwicklungen zu reagieren, nicht ausschöpfen, besonders wenn diese auf einer lähmenden Ideologie gedeihen?

Jetzt ist die Zeit, aufzuwachen, jeder soll auf seine Weise und in seinem Lebensumfeld sprechen. Lest! Schreibt! Sprecht laut! Wir müssen uns vorbereiten, weil Christus uns schon gewarnt hat: ‚... denn die Kinder dieser Welt sind unter ihresgleichen klüger als die Kinder des Lichts‘ (Lk 16,8). Wir können diese Entwicklung nicht aufhalten, indem wir auf ein Wunder von Gott warten. Warum sollte Er ein Wunder tun, wenn Er uns schon die Fähigkeit dazu durch unseren Glauben und unseren Verstand gegeben hat? Das Gebet ist zweifellos

der erste Schritt, den wir tun müssen, aber wir dürfen es nicht beim Knien belassen. Wir müssen handeln. Wir schulden das unseren Nachkommen. Die Menschen treten aus der Kirche aus, weil sie die falschen Antworten auf ihre Fragen bekommen, und sie bekommen die falschen Antworten von den falschen Leuten. Ein Durchschnittsösterreicher, der die Tageszeitungen liest, wird eher dazu neigen, seinen Glauben zu verlieren, als ein Glaubender zu bleiben. Es ist Zeit, Christus führen zu lassen. Lasst alle in eurer Umgebung merken, dass hier ein Christ ist. Wo seid ihr? Was seht ihr? Was hört ihr? Was wisst ihr? Sprecht laut! Unser Schweigen ist unser Schmerz!" (Kirche heute 12/2009, S.16).

2. Wir sind berufen, Rechenschaft von unserer Hoffnung zu geben. Das ist wie eine Ermahnung in letzter Stunde. Europa befindet sich in einer Zerreißprobe. Wir sind eine apostolische Kirche. Darin ist jeder ein Weggeschickter. Sie ist apostolisch, nicht nur, weil sie auf dem Fundament der Zwölf gründet, sondern ebenso, weil sie wesenhaft gesandt und senderisch bleibt, wie ihr Herr, lateinisch ausgedrückt: missionarisch. Und sie muss sich dafür keineswegs entschuldigen. Gerade nicht in Zeiten einer gereizten und verärgerten politischen Korrektheit, die sich jede Störung ihrer Selbstgenügsamkeit verbittet. Es geht heute für jeden Christen darum, sich um eine Vertiefung und Verbreiterung seines Glaubenswissens zu bemühen. Das Glaubenswissen besteht nicht aus einer Anhäufung von Formeln oder Lehrsätzen, sondern aus einem organischen Ganzen. Es wird geprägt von einer inneren Logik. Die sollte jeder Christ kennen, damit er bei Einzelfragen, die das Leben oder die Medien mit sich bringen, imstande ist, anderen auf ihre Anfragen zu antworten oder sich auch selbst bei Unsicherheiten theologisch seine Fragen und Zweifel erklären zu können. An Gott glauben, heißt zugleich immer auch, ihn zu lieben. Wenn ich aber jemanden liebe, dann drängt es mich geradezu, ihn immer besser kennen zu lernen und zu verstehen. Auch für Theologie und Glaubenswissen ist die Liebe eine mächtige Triebfeder der Erkenntnis: Will man doch diesen Gott, der jeden Einzelnen von uns aus Liebe erschaffen hat und aus Liebe im Dasein erhält, immer tiefer erfassen, immer vertrauter mit ihm werden. „Im Glauben erkennt der Mensch die Güte Gottes und beginnt ihn zu lieben. Liebe aber will den Geliebten immer noch besser kennen lernen“, heißt es in der Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen (1990, Nr. 7).

Hier nun drängt sich die ernste Frage von selbst auf: Wenn es sich so verhält, wie gerade beschrieben, weshalb ist dann unter den Gläubigen heutzutage so wenig zu spüren von diesem drängenden Verlangen nach Gotteserkenntnis? Warum lässt sich in unseren Tagen ein solcher „Eros für das Glaubenswissen“ nur schwer finden? Es scheint, eine Antwort liegt wenigstens zum Teil darin, dass in unserer Welt ein sehr einseitiges Verständnis von Wissen bestimmend geworden ist. Nach diesem Wissensbegriff bemisst sich der Wert von Erkenntnissen daran, was diese zur Lösung aktueller Probleme beitragen. Dieses „Problemlösungswissen“ schafft sich gleichsam sein eigenes Regelwerk, an dem es sich ausrichtet. Wissen ist dann wertvoll, wenn es messbare Ergebnisse aufweisen kann, wenn es zu Erfolgen führt und zum Fortschritt beiträgt. Diese Art wissenschaftlichen Denkens kann ungeahnte verführerische Macht- und Herrschaftspotentiale erzeugen. Gemessen daran erscheint vielen das Glaubenswissen als unproduktiv, überholt oder gar hinderlich. Damit gerät aber zugleich der Horizont des Ganzen, die grundlegende Frage des Menschen nach Sinn und Ziel angesichts der Zeitlichkeit seines Daseins aus dem Blick. Eine Antwort darauf vermag ein solches wissenschaftliches Denken nicht zu geben.

Eng damit verbunden ist die verbreitete Ansicht, dass demokratische Mehrheitsentscheidungen auch zur Begründung von Normen ausreichen. In seinem berühmten Disput Anfang 2004 mit dem Philosophen Jürgen Habermas hat der damalige Präfekt der Glaubenskongregation, Joseph Kardinal Ratzinger, unser heutiger Papst, dagegen zu bedenken gegeben: „Auch Mehrheiten können blind oder ungerecht sein. Die Geschichte zeigt es überdeutlich. Wenn eine noch so große Mehrheit eine Minderheit, etwa eine religiöse oder rassische, durch oppressive Gesetze unterdrückt, kann man da noch von Gerechtigkeit, von Recht überhaupt, sprechen? So lässt das Mehrheitsprinzip immer noch die Frage nach den ethischen Grundlagen des Rechts übrig, die Frage, ob es nicht das gibt, was nie Recht werden kann, also das, was immer in sich Unrecht bleibt, oder umgekehrt auch das, was seinem Wesen nach unverrückbar Recht ist, das jeder Mehrheitsentscheidung vorausgeht und von ihr respektiert werden muss.“ (Katholische Akademie in Bayern, Zur Debatte 1/2004, Seite 5).

Damit ist ein weiteres Schlüsselwort genannt, das offensichtlich die heutige Glaubenssituation kennzeichnet: Im Empfinden vieler ist es der christliche Glaube selbst, der in eine Minderheitsposition geraten ist. Gläubige sehen sich bedrängt von Säkularismen aller Art, von neuen Formen vagabundierender Religiosität, von als fremd empfundenen Glaubenssystemen und Religionen. Hinzu kommt ein fatal verdrehter Toleranzbegriff, der uns nahelegen scheint, Kreuze in Klassenzimmern abzuhängen und christliche Symbole in der Weihnachtsbeleuchtung abzuschalten. Das ganze wird schließlich befeuert von einer Medienwelt, die mangels eigener gründlicher Orientierung der Produktion immer neuer Vorurteile kaum Einhalt gebieten kann. Es scheint, als befände sich das Christentum auf ganzer Linie auf dem Rückzug. Die Verunsicherung reicht zuweilen bis in die inneren Kreise der Kirchengemeinden. Hier wird besonders deutlich, dass zum gewohnheitsmäßigen Glaubensvollzug – soll er nicht hohl werden – unabdingbar das fundierte Glaubenswissen gehört, das auch im kontroversen Disput zum glaubhaften Zeugnis fähig ist.

3. Besonders gefragt ist ein solides Glaubenswissen angesichts der Herausforderung des modernen Atheismus. Die Gottesleugnung hat die menschliche Kulturgeschichte von je her begleitet. Bereits der Psalm 53 beschreibt eine Art „praktischen Atheismus“: „Die Toren sagen in ihrem Herzen: Es gibt keinen Gott“ (Vers 2). Was allerdings in Antike und Mittelalter eher als Randphänomen zu beobachten ist, wird in der Neuzeit zu einer mächtigen Welle, insbesondere zu einer politischen Erscheinungsform. Im 20. Jahrhundert standen die beiden totalitären Staatsideologien – so sehr sie sich sonst auch unterschieden und befehdeten – frontal gegen das Christentum, bekämpften es und ersetzten es durch politische Heilsversprechen, pseudoreligiöse Vorstellungen und profane Riten. Die katastrophalen Folgen für die Menschen und für die ganze Welt sind bekannt. Besonders, wer im Deutschland des 20. Jahrhunderts aufgewachsen ist, weiß, dass atheistische Denksysteme keineswegs nur eine harmlose weltanschauliche Alternative zum Christentum sind. Wir haben das am Beispiel von Diktatoren und Parteiführern erlebt, die sich nur ihrer Rasse oder ihrer Klasse, letztlich jedoch wohl nur sich selbst verantwortlich fühlten.

Die Welt von heute fragt nach Fakten und nach dem Machbaren. Der Christ vertraut sich dagegen dem nicht Selbstgemachten und dem nicht Sichtbaren an. Vom theologischen Wissen allein her kann kein Mensch zur Wahrheit, zum Sinn seines Lebens und der Welt finden. Nur von einer Haltung des Glaubens her: Glauben kann nicht gemacht, sondern nur empfangen werden. Damit ist Glaube aber kein Placebo, um uns über unser Nichtwissen hinwegzutrusten, und keine unfertige Form des Wissens. Vielmehr stellt er eine andere und wesentliche Form geistlichen Verhaltens zu den Grundentscheidungen des Lebens dar. So sehr der Glaube eine radikale Entscheidung des Einzelnen ist, so sehr ist er auch dialogisch, also er hat Gesprächscharakter. Weil ich Gott ja nicht sehen und nicht direkt kontaktieren kann, muss ich mich bei meiner Suche nach Gott an Menschen halten, die mir den Glauben verkünden, die mir die Harmonie der Offenbarung nahe bringen, von denen ich Glaubenswissen erreichen und erringen kann. Glaube ist also eine Sache zwischen Menschen. „Wer glaubt, ist nicht allein“, sagte Papst Benedikt XVI. bei seiner Amtseinführung im April 2005. Weil der Glaube also nichts Ausgedachtes ist, hat er eine Linie nach oben. Der Mensch erhält mit Gott zu tun, indem er mit dem Mitmenschen zu tun erhält, der ihn den Glauben lehrt, der sein Glaubenswissen vertieft und systematisiert.

Vor lauter Bäumen sieht man bei mancher Unterweisung oft am Ende den Wald nicht mehr! Aber eigentlich ist der Glaube etwas ganz Einfaches: Glauben an Gott, an Gott, den Ursprung und das Ziel menschlichen Lebens. Dieser Glaube ist vernünftig, denn er sieht hinter dem Universum einen ordnenden Schöpfer am Werk, keine Unvernunft und keinen Zufall. Mit diesem Glauben brauchen wir uns nicht zu verstecken. Wir sollten versuchen, auch anderen die Vernunft des Glaubens zugänglich zu machen. Aber das setzt wirklich voraus, dass wir selbst sattelfest in der Glaubenslogik sind. Im Katechismus hat uns die Kirche wirklich ein Buch in die Hand gegeben, das uns Auskunft gibt über diese innere Glaubenssystematik, die uns instand setzt, Rechenschaft von unserer Hoffnung zu geben.

4. Gerade heute versucht der Atheismus – wie auch schon im 20. Jahrhundert – die Naturwissenschaften als Beweismittel für die Nichtexistenz Gottes einzuspannen. Ich habe in meiner jüngst geäußerten Kritik an einigen biologischen und genetischen Theorien darauf hingewiesen, dass die Naturwissenschaft völlig ihre Autonomie auf ihrem Gebiet hat, aber nicht darüber hinaus. Die genetische Struktur des Menschen ist ein wichtiger Aspekt seiner Persönlichkeit – aber nicht der einzige! Das ist jedem klar, der den Menschen in seiner Würde als Geschöpf Gottes bekennt. Sobald aber der Mensch auf seine Gene reduziert und lediglich zum Ergebnis eines Selektionsprozesses erklärt wird, sobald seine Persönlichkeit ebenso wie Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe erschöpfend daraus erklärt werden sollen, dann darf ich meine Stimme nicht nur erheben, sondern ich muss dies tun. Denn wird – so fährt das Zweite Vatikanische Konzil fort – „mit den Worten ‚Autonomie der zeitlichen Dinge‘ gemeint, dass die geschaffenen Dinge nicht von Gott abhängen und der Mensch sie ohne Bezug auf den Schöpfer gebrauchen könne, so spürt jeder, der Gott anerkennt, wie falsch eine solche Auffassung ist. Denn das Geschöpf sinkt ohne den Schöpfer ins Nichts“ (Nr. 36).

Wenn ich diese Dinge öffentlich darstelle, erfahre ich immer wieder Kritik, manchmal gepaart mit übelsten Vorwürfen; besonders dann, wenn ich an bitterste geschichtliche Erfahrungen unseres Volkes erinnere. Aus diesen Erfahrungen müssen wir aber um der Menschenwürde willen unsere Lehren ziehen, dazu müssen wir erforschen, wie es zu diesen Ereignissen kommen konnte. Wir müssen Entwicklungen erkennen und Ursachen identifizieren. Das Aufzeigen solcher Erkenntnisse ist niemals Effekthascherei, auch kein Selbstzweck und schon gar keine Relativierung. Solche Mutmaßungen oder gar Unterstellungen verkennen den Ernst des Themas. Wir haben allerdings keine andere Methode, als das Damals und unser Heute nebeneinander zu stellen. Patrick Bahners schrieb in diesem Zusammenhang in einem lesenswerten Beitrag der F.A.Z. vom 17. Dezember 2007: „Wie kann es sein, dass man ausgerechnet aus der historischen Erfahrung nichts lernen will, über deren moralische Bewertung ein unerschütterlicher Konsens besteht?“. Und er schließt mit dem Appell: „Seid nicht beleidigt, sondern argumentiert!“.

Den Naturwissenschaften fehlt es hier vielfach an der sauberen, wissenschaftlich exakten Beachtung ihres Forschungsgegenstandes. Entsprechend haben sie den Menschen nur noch als sich selbst konstruierende und durch Selektion weiterentwickelnde biologische Maschine im Blick. Um es mit dem Katechismus der Katholischen Kirche zu formulieren: „Wissenschaft und Technik sind ... nicht imstande, aus sich selbst heraus den Sinn des Daseins und des menschlichen Fortschritts anzugeben. Wissenschaft und Technik sind auf den Menschen hingeordnet, dem sie ihre Entstehung und Entwicklung verdanken; die Bestimmung ihres Ziels und das Bewusstsein ihrer Grenzen finden sie somit nur in der Person und ihren sittlichen Werten“ (KKK 2293). Wo die Grenzen naturwissenschaftlicher Theorien nicht mehr beachtet werden, wo man diese mit einer atheistischen Ideologie verbindet, da kann die Kirche gar nicht anders, als auf die damit verbundenen Gefahren hinzuweisen. Freilich müssen die Gläubigen dazu – und hier schließt sich der Kreis – über ein angemessenes Glaubenswissen verfügen. Ich halte viel von der Weisung des Briefes an die Kolosser: „Eure Worte seien immer freundlich, doch mit Salz gewürzt; denn ihr müsst jedem in der rechten Weise antworten können“ (Kol 4,6).

5. Hier müssen wir uns aber auch selbstkritisch fragen, ob wir die richtigen Schwerpunkte setzen. In den letzten Jahren haben speziell in unserem Erzbistum die Strukturen und die Mittel viel Aufmerksamkeit und Energien beansprucht. Darüber darf das Eigentliche und Zentrale – unser Verkündigungsauftrag – nicht zu kurz kommen. Wenn wir bei unserem Planen und Rechnen Gott in die zweite Reihe schieben, wird unser Glaube schlimmstenfalls zum Gegenstand bürokratischer Verwaltung, zur Variable des Machbaren. Damit ginge uns aber letztlich Gott selbst verloren in seiner heiligen Unberechenbarkeit. Stattdessen müssen wir uns bei all unserem Tun wieder beseelen lassen vom Schöpfergeist Gottes, der die Herzen der Menschen bewegt und der den Mut und die Freude schenkt, seine Kirche und unsere Welt trotz aller Schwierigkeiten schöpferisch zu gestalten. Das Weihnachtsgeschehen muss uns wieder neu aufgehen: Gott steigt herab bis in die Tiefen unserer Existenz, um uns in unserem Dasein zu begleiten und mit uns aufzubrechen zum Abenteuer der Kirche auf ihrem Weg durch die Zeit.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, vor gut 1.600 Jahren stöhnte der Kirchenvater Gregor von Nyssa geradezu über die Diskussionswut seiner Zeitgenossen in theologischen Fragen: „Wenn du jemanden nach dem Preise einer Ware fragst, hält er dir einen Vortrag über gezeugt und ungezeugt. Wenn du Brot kaufen willst, hörst du, der Vater sei größer als der Sohn und der Sohn sei dem Vater untergeordnet. Fragst du, ob das Bad fertig sei, so antwortet der Bademeister: Der Sohn Gottes ist aus nichts geschaffen.“ (Über die Gottheit des Sohnes und des Heiligen Geistes, griechischer und lateinischer Urtext in Migne, PG 46, 557 B f.) Der heilige Gregor möge mir nicht böse sein, wenn ich uns allen ein wenig von diesem Eifer für das Glaubenswissen zurück wünsche!

Damit lege ich niemandem eine drückende Last auf, wenn auch die vor uns liegenden Aufgaben groß und umfassend sind. Es geht darum, bei allen sich bietenden Gelegenheiten – in Katechese und Predigt, in Religionsunterricht und Erwachsenenbildung, in öffentlichen Diskussionen und über die Medien – überzeugend das Wissen über unseren Glauben zu vermitteln. Ziel eines jeden Christen muss letztendlich sein, Zeugnis geben zu können „von der Hoffnung, die uns erfüllt“ (vgl. 1.Petr 3,15). Ich lade alle herzlich zu dem wunderbaren Abenteuer ein, die Faszination der Vertrautheit mit Gott, seinem Wesen, seinem Willen und seinen Mysterien zu erfahren. Eine gewisse Neugier hat der Schöpfer ohnehin in die menschliche Natur gelegt. Warum also nicht wissbegierig den Spuren Gottes in unserer Welt folgen? Warum nicht wieder neu die Worte der Offenbarung aufnehmen und bedenken? Warum nicht ergründen, wie der Heilige Geist diese Worte im Laufe der Geschichte durch die Kirche ausgelegt und fruchtbar gemacht hat? Als Gott uns seine Offenbarung schenkte, hat er uns damit buchstäblich ins Vertrauen gezogen. Enttäuschen wir dieses Vertrauen nicht durch gleichgültiges, träges Desinteresse!

+ Joachim Kardinal Meisner
Erzbischof von Köln

Ansprache des Vorsitzenden des Diözesanrates der Katholiken im Erzbistum Köln, Thomas Nickel, anlässlich des Neujahrsempfanges am 17. Januar 2010 in Köln

Sehr geehrter Herr Kardinal Meisner, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Roters, sehr geehrter Herr Generalvikar Dr. Schwaderlapp, sehr geehrte Frau Ministerin Piepenkötter, sehr geehrter Herr Weihbischof Melzer, sehr geehrter Herr Bischofsvikar, sehr geehrte Landräte und Bürgermeister, Stadt- und Gemeinderäte aus unserem Diözesangebiet, sehr geehrte Damen und Herren aus Land-, Bundes- und Kreistagen, verehrte Vorsitzende der Räte, sehr geehrte Damen und Herren der Medien, verehrte Gäste, liebe Mitglieder und Ehrenmitglieder des Diözesanrates, ich begrüße Sie, recht herzlich zu unserem diesjährigen Neujahrsempfang.

Sehr geehrte Damen und Herren! Vor einigen Jahren kam ein junger Berliner Künstler nach Neuss, also in die tiefste, kulturlose Provinz – wie er meinte. Aber er hatte einen Auftrag von einem wohlhabenden Neusser Privatmann, und Geld lockt bekanntlich – selbst nach Neuss. Dieser Privatmann wohnt im Dreikönigenviertel, wie das Stadtquartier rund um die Kirche Heilige Dreikönige heißt. Der junge Berliner Künstler wurde also damit bekannt gemacht, dass er im Dreikönigenviertel zu Gast sei. Sein verdutztes Gesicht ließ den Hausherrn erklären: „Sie wissen schon. Die heiligen drei Könige – die aus der Krippe, mit dem Jesuskind.“ Doch der junge Künstler aus der Weltmetropole wusste nicht. Er hatte trotz Abitur und Studium von dieser christlichen Tradition noch nichts gehört.

Eine von vielen ähnlichen Situationen, die uns leider in zunehmender Weise tagtäglich begegnet. Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass wir als engagierte Katholiken, aufgerufen und beauftragt sind, die frohe Botschaft Gottes und seines Sohnes Jesus Christus immer wieder couragiert in die Zivilgesellschaft zu tragen. Kirche und somit wir alle, die sich der Kirche zugehörig fühlen, können zur Bildung eines persönlichen Ur-

teils- und Handlungsvermögen beitragen, das sich an Werten wie Menschenwürde, soziale Verantwortung, Achtung der Natur und Akzeptanz der eigenen Grenzen orientiert. Jedoch müssen wir uns gleichzeitig deutlicher dafür einsetzen, dass christliche Werte und Traditionen in unserer Gesellschaft nicht einfach verdunsten oder mit anderem zugeschüttet werden. Und dies nicht nur auf der Bistumsebene sondern auch in den Städten, Kreisen, Dekanaten und Pfarrgemeinden – überall und immer wieder!

Meine lieben Zuhörerinnen und Zuhörer, in einer Atmosphäre der Vergessenheit und Ignoranz christlicher Traditionen und Werte gedieh auch das neue Ladenschlussgesetz des Landes Berlin, das den Sonntagsschutz in verfassungswidriger Weise aufgeweicht hatte. Kirchen und Gewerkschaften sind in einer langen Auseinandersetzung dagegen erfolgreich vorgegangen. Ich begrüße ausdrücklich das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes vom Dezember letzten Jahres. Es ist ein erster Erfolg. Auch für uns, die wir uns im Diözesanrat zusammen mit der KAB schon seit nun zehn Jahren für den Erhalt des Sonntages als arbeitsfreien Tag einsetzen. Der Sonntag, meine sehr geehrten Damen und Herren, ist nicht nur ein x-beliebiger Tag in der Woche, er ist eine kulturelle Errungenschaft, ja eine Kulturinstitution ersten Ranges. Ein Anschlag auf ihn, ist ein Anschlag auf unsere christlich geprägte Kultur an sich. Diese Kultur ist vom Regel-Ausnahme-Prinzip geprägt – von der Unterbrechung des Alltags. So wie das Kirchenjahr seine Hochfeste und Feste und das Kalenderjahr seine typischen Jahreszeiten hat, so hat die Woche ihren Sonntag. Die Unterbrechung des Alltäglichen ist von tiefer Weisheit geprägt. Für uns Christen ist der Sonntag in erster Linie der „Tag des Herrn“. Am ersten Tag der Woche stand Christus von den Toten auf. Früh beginnen die ersten Christen damit, sich am Sonntag zu versammeln, zur Agape und zur Eucharistie. So wurde jeder „Tag des Herrn“ zu einem „kleinen Ostern“ in der Woche. Der erste Tag der Woche ist also mehr als nur ein Tag der Arbeitsruhe, der Muße, des Sonntagsbrunchs oder der Familie. Es ist der Tag des Gottesdienstes, der öffentlichen Versammlung der Gemeinde. Der Dichterrfürst Johann Wolfgang von Goethe meinte zum Thema einmal: „Der Mensch ist ein beschränktes Wesen; unsere Beschränkung zu überdenken, ist der Sonntag gewidmet.“

Verehrte Damen und Herren! Julius Pauly war 1936 Minister für Kirchen und Schule im Lande Oldenburg. Als solcher gab er drei Jahre nach der national-sozialistischen Machtergreifung die Anordnung, alle religiösen Symbole – insbesondere die Kreuze – aus den öffentlichen Schulen zu entfernen. Die Empörung über den Kreuz-Erlass des Ministers war so groß, dass es heftige Protestversammlungen in Oldenburg gab. Ein wahrer katholischer Proteststurm ließ die braunen Diktatoren zurückschrecken. Die Kreuze konnte wieder in die Schulen zurückgetragen werden. Gerade seit letztem Jahr müssen wir uns, wieder einmal, mit den staatlichen Institutionen über das Kreuz in öffentlichen Schulen streiten. War es 1995 in Deutschland das „Kruzifix – Urteil“ des Bundesverfassungsgerichtes, das die öffentliche Diskussion anheizte, so ist es nun das Urteil des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte. Durch das Urteil soll das katholische Italien dazu gezwungen werden, das Kreuz aus den Klassenräumen seiner Schulen zu entfernen. Was war damals anders als heute? Zunächst war der Staat ein anderer. Es wäre unbillig, die NS-Diktatur mit unserem heutigen demokratischen Rechtsstaat gleichzusetzen. Zudem entscheiden heute nicht die Politiker sondern oberste Gerichte, nach Klageerhebung von einzelner Bürger, über die Zulässigkeit christlicher Symbole in Schulen. Worauf es mir jedoch viel mehr ankommt, ist Folgendes: Das Volk hat damals anders reagiert als heute. Im katholischen Oldenburger Land brach eine wahre Sturmwelle des Protestes aus. Heute regt sich kaum mehr als ein Stirnrunzeln. Das Kreuz Christi, meine Damen und Herren, ist für uns Christen das Zeichen der Erlösung. Es ist heilig. Wir sollten es auch heilig halten. Und wir sollten uns dazu öffentlich bekennen. Aber das Kreuz symbolisiert zugleich die Werte des christlichen Abendlandes, auch und besonders in Deutschland.

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Die moderne westliche Gesellschaft neigt dazu, das Religiöse zurückdrängen zu wollen. Sie will es als Ursache gesellschaftlichen Übels neutralisieren, privatisieren, in die Ecke stellen. Weder das Judentum, noch das Christentum oder der Islam lassen sich jedoch privatisieren. Alle drei abrahamitischen Religionen sind eminent öffentliche Religionen. Deswegen kann es nicht darum gehen, das Religiöse ins Private abzudrängen, es gehört zum Menschen notwendig dazu. Es geht vielmehr darum, ein friedliches Miteinander der unterschiedlichen Anschauungen zu schaffen. Dabei darf man im christlichen Abendland ruhig einen Vorrang der christlichen Kultur und des christlichen Brauchtums postulieren.

Für uns heißt dies Initiative zu ergreifen, damit dieses Miteinander auch gelingen kann. Gemeinsame Gespräche sind selbstverständlich. Aber auch konkrete Veranstaltungen auf Ortsebene wie eine Interkulturelle Fußball-Stadtmeisterschaft in Köln, die der Katholikenausschuss Köln zusammen mit dem DJK Sportverband Köln im Oktober diesen Jahres ausrichtet. Anliegen dieser Sportveranstaltung ist es, den interreligiösen Dialog sowie das friedliche und gleichberechtigte Miteinander zu fördern. Ich nenne aber auch eine Veranstaltung in unserem Domforum am 21. Januar 2010 um 19.30 Uhr „Angst vor Religion? – Zum Streit um Kreuz und Minarett im öffentlichen Raum“.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Mit klarer Mehrheit haben sich die Schweizer für ein Verbot des Neubaus von Minaretten ausgesprochen. Der internationale Aufschrei war groß. Man wundert sich kaum noch, dass ausgerechnet das religiöse Terrorregime in Teheran besonders scharf protestierte. Auch die religiöse Autokratie Saudi-Arabien sah die Menschenrechte verletzt. Ein besonnener Kommentar in der FAZ meinte, dass die Schweizer die falsche Antwort auf die richtige Frage gegeben hätten. Nach anderer – sehr häufig anzutreffender – Meinung soll die religiöse Freiheit der Muslime in Europa von der religiösen Freiheit für Christen und andere Minderheiten in muslimischen Staaten abhängig gemacht werden. Nur: Ein solches Verhalten wäre bei uns in Deutschland schlichtweg verfassungswidrig. Gerade die Religionsfreiheit hier, ist das beste Argument für die Religionsfreiheit dort. Insoweit haben die Schweizer den Christen im Orient einen Bärendienst erwiesen. Denn obwohl der Vorwurf der Unterdrückung des Islams durch das Minarettverbot fehlgeht, so bietet es dem böswilligen Interpreten Munition, um selbst keine Freiheit der Religionsausübung gewähren zu müssen. Tatsächlich sind hier – so wie Joachim Kardinal Meisner vor Weihnachten im Deutschlandfunk ausgeführt hat – die Muslime in Europa in der Pflicht. Sie genießen bei uns eine Freiheit, die sie selbst in ihren Heimatländern oft nicht haben – denken wir nur an das partielle Kopftuchverbot in der Türkei. Wenn unsere muslimischen Mitbürgerinnen und Mitbürger stärker als bisher, die Freiheit des religiösen Bekenntnisses und des religiösen Kultes in den Ländern muslimischer Prägung einfordern würden, dann würde nicht nur ihre Glaubwürdigkeit hierzulande größer werden. Sie würden damit in ihren Heimatländern zugleich auch den unterdrückten und verfolgten Christen helfen.

Für uns in Europa, sehr geehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, steht in diesem Zusammenhang die Türkei im Mittelpunkt des Interesses. Ihre geopolitische Lage berührt die vitalen Interessen des christlichen Abendlandes unmittelbar. Die Nagelprobe für die Türkei wird die Religionsfreiheit sein. In einem Interview des US-Senders CBS bejahte der Ökumenische Patriarch von Konstantinopel, Bartholomaios I., die Frage, ob er sich „gekreuzigt“ fühle. Wörtlich sagte er (ich zitiere): „Wir haben nicht das Gefühl, die vollen Rechte als türkische Bürger zu haben.“ Die religiösen Minderheiten in der Türkei sehen sich zahlreichen juristischen Schwierigkeiten gegenüber, etwa in Eigentumsfragen oder beim Rechtsstatus. Die gleiche Erfahrung muss ja auch unser Herr Kardinal hinsichtlich seines Anliegens zur gottesdienstlichen Nutzung der Pauluskirche in Tarsus machen. Wir müssen daher unseren türkischen Partnern sehr eindringlich zu verstehen geben, dass sie in Kleinasien auf urchristlichem Boden leben, der auch heute noch von der Tradition des Christentums nicht zu trennen ist. Wer ein anerkannter Teil Europas sein will, muss das respektieren.

Meine Damen und Herren, vor Weihnachten ging die Nachricht durch die Medien, dass 80 Prozent aller religiös Verfolgten auf der Welt Christen seien. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf einen der Brennpunkte der aktuellen Christenverfolgung lenken: Im Irak, mit seiner ehemals so stolzen und großen christlichen Minderheit, gestaltet sich die Lage dramatisch. Berthold Pelster vom Hilfswerk „Kirche in Not“ hat in der „Tagespost“ folgenden Begriff geprägt: „Die Kirche im Irak ist eine Märtyrerkirche“. Sehr verehrte Damen und Herren, das Bild der leidenden Kirche ist ein christliches Bild. Die Verkündigung des Evangeliums findet bei uns, Gott sei Dank, nicht mehr mit dem Schwert statt. Umso mehr bedürfen die bedrängten Christen in aller Welt unserer Solidarität. Das gilt in Besonderheit für die orientalischen Christen, die der Wiege des Christentums so nahe sind. Dass die verfolgten irakischen Christen bei uns Aufnahme finden, ist für uns eine pure Selbstverständlichkeit.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Im September des letzten Jahres erlebten wir in Deutschland einen vermeintlich neuen Höhepunkt jugendlicher Gewalt. In München zeigte ein 50jähriger Familienvater

Zivilcourage und setzte sich für von Gewalt bedrohte Jugendliche ein. Sein Engagement musste er mit dem Leben bezahlen. Über alle Grenzen und Hemmschwellen hinweg prügeln und traten die drei junge Männer den Mann auf einem Münchner S – Bahnhof tot. Und die anderen Fahrgäste in der S- Bahn und auf dem Bahnhof? Sie blieben teilnahmslos, starr und unfähig zur Hilfe, zu eigener Zivilcourage. Reflexartig fragen, nach einem solchen Ereignis, nicht nur die Medien und die Politik sondern wir uns alle, wie konnte dies geschehen? Was ist da eigentlich geschehen? Und was haben wir in unserer Gesellschaft bisher nicht wahrnehmen wollen?

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ebenso reflexartig werden in Zusammenhang mit der verstärkten und zunehmend enthemmten Gewaltbereitschaft von Jugendlichen Stimmen laut, die eine Anhebung der Höchststrafe für Jugendliche, Erziehungscamps nach US-amerikanischem Vorbild oder mehr Überwachungskameras fordern. All diese Ideen laufen jedoch gleichermaßen ins Leere, wenn sich die Gesellschaft nicht mit den Ursachen der wachsenden Gewaltbereitschaft von Jugendlichen und Jungen Erwachsenen intensiver auseinandersetzt. Dieser Auftrag ergeht auch an uns im Diözesanrat, in den Dekanats- und Pfarrgemeinderäten. Nur wenn wir mit den Ursachen vertraut sind, können wir adäquat handeln und junge Menschen mit unseren Alternativen zu einem Leben ohne Gewalt vertraut machen.

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer! Zu was Verrohung von Menschen, einhergehend mit einem großem Gewaltpotential, und der Verlust der Mitmenschlichkeit führt, darüber können insbesondere Insassen der NS - Konzentrationslager schmerzlich berichten. Indem sie dies tun, werden sie als Zeitzeugen zu wichtigen Botschafterinnen und Botschafter für eine Welt der Mitmenschlichkeit, der gegenseitigen Achtung und Toleranz, auch und besonders für unsere Jugendlichen. Aus diesem Grund waren wir froh und dankbar im letzten Jahr in Zusammenarbeit mit dem Maximilian- Kolbe – Werk noch einmal ein „Zeitzeugenprojekt“ durchführen zu können. Unter Mitwirkung des Dekanatsrates Kerpen konnten acht Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus Polen, zum Teil mit jüdischer Abstammung, eine Woche lang in unser Erzbistum geholt werden. Vor allem in Schulen sprachen sie vor jungen Menschen über ihre Erlebnisse und diskutierten mit ihnen über ihre Botschaft zu Frieden und Gerechtigkeit. Und einer der Zeitzeugen formulierte es treffend. Auf die Frage, warum er dies als fast Achtzigjähriger tue und warum er die Strapazen, die damit verbunden sind, auf sich nähme, antwortete er: „Wenn nicht jetzt, wann dann, wenn nicht wir, wer dann?“

Meine sehr verehrten Damen und Herren, Ein anderes Zeichen im Sinne der Menschlichkeit setzt der Diözesanrat mit seiner Plakat- und Postkartenaktion für die Menschenrechte. Vier verschiedene Motive unter dem Motto „Mensch das ist dein Recht“ nehmen besonders Bezug auf die Artikel 1 bis 3 sowie 18 der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen von 1948“. Mit dieser Aktion soll für die Menschenrechte eine neue Aufmerksamkeit geschaffen sowie zum Nachdenken und Nachspüren angeregt werden. Dass wir für dieses Engagement im Dezember 2009 vom „Bündnis für Demokratie und Toleranz“ in Berlin als vorbildlich eingestuft und mit einem Preis ausgezeichnet worden sind, hat uns natürlich besonders gefreut.

Verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, ein ökumenisches Großereignis wirft in diesem Jahr seine Schatten voraus. Die Rede ist vom 2. Ökumenischen Kirchentag 2010 in München. Zwischen dem 12. und 16. Mai wird es unter dem Leitwort „Damit ihr Hoffnung habt“ Zeit und Raum geben, sich mit aktuellen Themen, die uns als Christen heute bewegen, intensiver und breiter auseinander zu setzen. Nutzen Sie den Ökumenischen Kirchentag als besondere Gelegenheit, gemeinsam mit Institutionen und Organisationen aus dem Bereich der evangelischen Kirche an der Vertiefung der Beziehungen unter Wahrung der jeweiligen Eigenheiten zu arbeiten. Und natürlich zum zahlreichen Besuch, zu dem ich sie herzlich einladen möchte.

Verehrte Damen und Herren! Das letzte Jahr war nicht nur wegen der politischen Wahlen ein Superwahljahr. Auch in den fünf Bistümern in NRW standen die Wahlen zu den Pfarrgemeinderäten und Kirchenvorständen an. Für unser Erzbistum Köln war die Pfarrgemeinderatswahl am 07./08. November dann doch eine ganz besondere: Zum ersten Mal wurden die Pfarrgemeinderäte flächendeckend auf Ebene der Seelsorgebereiche gewählt. Dem Aufruf „Wählen Sie doch mal Kirche“, mit dem für die Wahlen geworben wurde, folgten nahezu 50 Prozent der wahlberechtigten Kirchenbesucher. In Anbetracht der starken Veränderungen, die der

zukunftsorientierte Umbau der pastoralen Strukturen im Erzbistum mit sich bringt, ist dies ein, wie ich meine, zufriedenstellendes Ergebnis. Ich bin sicher, dass sich die Frauen und Männer, denen nun ein Mandat übertragen wurde, den neuen Aufgaben und Herausforderungen mit Engagement und Tatkraft stellen werden. Im Voraus möchte ich mich dafür schon einmal herzlich bedanken.

Sehr geehrte Damen und Herren! Um die in den Seelsorgebereichen Engagierten auf ihrem Weg in die Welt von Morgen zu begleiten und durch Ideen, Meilensteine und gelungene Projekte zu inspirieren, laden wir am 17. April 2010 herzlich zum Diözesantag „Zukunft ist Jetzt. Anstiftungen. Die Welt von Morgen gestalten.“ nach Köln ein. In der besonderen Atmosphäre der Veranstaltungshalle Expo XXI stehen an diesem Tag Ihre und unsere Fragen im Vordergrund: Wo liegen unsere gemeinsamen Herausforderungen für die Gestaltung einer nachhaltigen Zukunft in den Seelsorgebereichen? oder Wie werden die Entwicklungen in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik verlaufen? Und wie gestalten wir als Christen diese Entwicklungen mit? Wie lösen wir das Generationenproblem? Wie gestalten wir eine missionarische, eine „schmackhafte“ Pastoral? Suchen sie mit uns Antworten und Perspektiven, auch und besonders im Gespräch mit unserem Erzbischof und unserem Generalvikar. Meine herzliche Einladung zum Diözesantag möchte ich mit der Bitte an Sie verbinden, auch in Ihren Gremien für diesen Tag zu werben. Werden Sie persönliche Botschafterinnen und persönlicher Botschafter für diesen Tag: 17. April 2010 in Köln!

Meine sehr geehrten Damen und Herren, am Schluss möchte ich Ihnen allen für Ihr vielfältiges Engagement im vergangenen Jahr danken. Geben Sie diesen Dank bitte auch an ihre Mitstreiterinnen und Mitstreiter weiter, auf deren Mittun wir ebenso angewiesen sind. Lassen Sie uns gemeinsam mit Vision und Tatkraft die Herausforderungen in unserer Kirche, unserer Gesellschaft und unserem Land angehen. Ich danke Ihnen allen und wünsche Ihnen und Ihren Familien ein gutes, vom Segen Gottes begleitetes Jahr 2010.

Thomas Nickel

Vorsitzender des Diözesanrates der Katholiken im Erzbistum Köln